

Die Lehrzeit vom 01.09. 1954 bis 30.06. 1956



Am 31.08. 1954, einem Freitag, wurde der Rucksack gepackt und mit einem flauen Gefühl in der Magengegend mit dem Fahrrad den ca. 8 km langen Weg von Narsdorf nach Kohren-Sahlis in die Lehre, wie man damals sagte, angetreten.

Im Lehrbetrieb, dem damaligen VEG Kohren-Sahlis, das aus dem ehemaligen Rittergut Sahlis hervorgegangen war, erhielten wir eine Einweisung. Diese umfasste die Unterbringung im Lehrlingswohnheim, dem ehemaligen Herrenhaus, sowie den Arbeitsablauf im Betrieb.

Nach dem ersten gemeinsamen Abendbrot wurden wir Neuen im oberen Flur von den Alten, den zweijährigen Lehrlingen, regelrecht überfallen und bekamen eine Tracht Prügel. Damit war klargestellt, wer das Sagen hatte.

An diesen Abend wollten die ersten wieder nach Hause. Da das nicht ging, waren wir alle mehr oder weniger in der Gemeinschaft des Gutes aufgenommen. Aufgenommen in die Gemeinschaft bedeutete, dass wir jetzt zum „Sahliser Gut“ gehörten, vom Volkseigenen Gut sprach zu dieser Zeit niemand.

Der erste Arbeitstag in der Lehre war ein Sonnabend. Sonnabends wurde von 7 Uhr bis 11 Uhr gearbeitet.

Die neuen Lehrlinge wurden von den Arbeitern von fern und auch von nah regelrecht begutachtet. An den neuen blauen Arbeitsanzügen, die oft noch etwas zu groß waren, der Schildmütze auf dem Kopf und der vorgebundenen ebenfalls blauen Männerschürze war jeder leicht zu erkennen.

Für die praktische Ausbildung im ersten Lehrjahr war die Lehrausbilderin Helga Günzel verantwortlich. Unter ihrer Anleitung mussten wir im unteren Hof Spreu von einem großen Haufen mit Körben in ein noch größeres Heu- und Strohgebläse schütten. Mit dem Gebläse wurde die Spreu in die Hofscheune befördert.

Als Dorfkind kannte ich die bäuerliche Landwirtschaft, die Gebäude, Geräte und Maschinen. Die Größenordnungen im Gut beeindruckten jedoch auch mich ganz beachtlich.

Eine schräge Abfahrt führte vom oberen Hof zum unteren Hof. Er hatte eine Ausfahrt an der Brennerei. Die Brennerei mit ihrem Speicher und die große Hofscheune nahmen die gesamte östliche Seite des unteren Hofes ein.

Die Hofscheune hatte drei Tennen, die so tief waren, dass zwei lange Leiterwagen hintereinander aufgestellt werden konnten. Die Höhe der Bansen ging über drei Etagen, die jede Menge Raum für die Einlagerung von Getreide, Stroh oder Heu hatten.

An der Südseite stand die kleine Scheune mit einer Tenne und weiteren Schuppen, die an das Torhaus mit der oberen Ausfahrt grenzten.

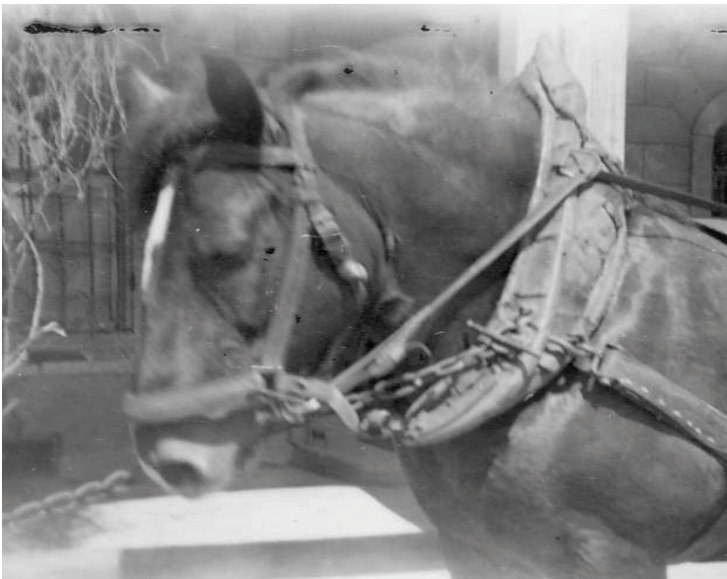
Immer sonnabends gab es um 11 Uhr nach Arbeitsschluss zwei doppelte Brötchen mit Marmelade ohne Butter, eine Delikatesse für die damalige Zeit. Am ersten Arbeitstag war das auch so. Danach durften wir nach Hause fahren und mussten am Sonntag wieder bis 18 Uhr im Lehrlingswohnheim sein. Während der gesamten Lehrzeit war aller 14 Tage eine Heimfahrt.

Im Herbst 1954 mussten wir vorwiegend Handarbeiten, wie Kartoffeln lesen, Rüben köpfen, Rüben laden, Rübenblatt silieren, Kartoffeln einmieten oder dämpfen u.a. verrichten.

Im Winterhalbjahr mussten die Lehrlinge der Feldwirtschaft in einem 14-tägigen Rhythmus in die Viehställe. Die Interessengebiete waren unterschiedlich. Für mich war die Zeit im Pferdestall die schönste Arbeit. In der Reihenfolge der Beliebtheit folgten Schafstall, Schweinestall und Kuhstall.

Unabhängig vom Stalldienst gehörte zur Ausbildung ein Gespann Pferde, das nur von Lehrlingen betreut und eingesetzt wurde.

Die Lehrlingspferde waren die Russenpferde. Diese Tiere wurden 1945 von der Sowjetarmee als Fohlen zurückgelassen. Es war der Hengst „Iwan“ und die Stute „Liese“, beide dunkelbraun mit langen Mähnen. Sie waren fromm und gutmütig, aber auch gängig, flott, besonders ausdauernd und über alle Maßen zugfest. In der Arbeitsleistung haben sich die „Russen“ mit manchem Kaltblutgespann nicht viel genommen. Sie haben aber auch so manchen Leckerbissen außerhalb der Reihe von uns erhalten. Besonders Iwan war dadurch glatt wie ein Aal und glänzte wie eine Speckschwarte, der Halsansatz war eine wahre Pracht, er hatte mit dem landläufigen Bild von einem Russenpferd nichts gemein.



Die Arbeit im Pferdestall

In meinem Geburtsort in Pontwitz/Schlesien war neben unserem Grundstück die Bäckerei. In der damaligen Zeit war es üblich, dass die Bauern ihren Brot- und Kuchenteig zuhause herstellten und zum Backen mit dem Pferdewagen zum Bäcker brachten.

Der Vorplatz der Bäckerei, auf dem die Gespanne abgestellt waren, grenzte an unseren Garten. Innerhalb des Gartens am Zaun waren Beerensträucher. Zwischen denen stand ich, so oft es ging, um die Pferde zu beobachten. Am Wochenende und vor Feiertagen war besonders viel Andrang beim Bäcker. An solchen Tagen habe ich um mich herum alles vergessen, auch dass man als vierjähriger Junge nicht mehr in die Hosen macht. Wenn das dann passiert war, stand ich stock und steif und schrie so lange, bis sich jemand fand der mich zum Saubermachen regelrecht abschleppte.

Die Liebe zu den Pferden hat sich bei mir bis heute erhalten, sie war es wohl auch, die bei der Berufswahl eine gewisse Rolle gespielt hat.

Das Pferdenarrentum hat sich als Kind in Narsdorf fortgesetzt. Im weiten Umkreis von Narsdorf kannte ich alle Pferde.

Die Bauern aus den umliegenden Dörfern mussten zum Bahnhof und Kornhaus nach Narsdorf. Dort wurden Zuckerrüben und Kartoffeln verladen, Getreide abgeliefert, Saatgut und Dünger eingekauft. Das war die Voraussetzung, um die Pferdemonsterung von Pontwitz in Narsdorf nahtlos fortzusetzen.

Pferde waren nach 1945 in der Landwirtschaft ein wertvolles Gut. Jedes Tier, das vier Beine hatte und einigermaßen laufen konnte, wurde aufgezogen. Einige sind mir in besonderer Erinnerung geblieben.

Der Großvater von einem Kinderfreund von mir, Otto Wittig, war Kleinbauer und Holzhändler. Er hatte einen schweren schwarzbraunen Oldenburger Hengst mit dem schönen Namen „Hollo“. Der Hengst hatte einen Hodensack von der Größe eines Fußballs. Diese Abnormität war aber keine Behinderung für das Tier.

Hollo war ein ganz friedlicher Zeitgenosse, wir Kinder sind im Stall unter seinem Bauch hindurch gekrochen. Er war arbeitswillig und zugfest. Für uns war es das beste und stärkste Pferd der Welt.

Otto Wittig hat sein Pferd gut gefüttert und auch sonst gut behandelt, aber nicht geputzt. Er war der Meinung, dass den Fuchs in der Natur auch keiner putzt und dass der liebe Gott die Tiere schon sauber hält. Wenn Hollo lange im Stall stand, sah er dann auch entsprechend aus.

Endmanns, ein Kleinbauer mit einer Stellmacherei, hatten eine dunkelbraune Oldenburger Stute mit einem kupierten Schwanz. Kupierte Schwänze waren bei Kaltblütern, aber auch bei Oldenburgern eine Modeerscheinung.

Man war der Meinung, dass dadurch die Hinterhand der Pferde besser hervorgehoben wird. Später wurde diese Methode durch den Tierchutz in Deutschland verboten.

Bei Kleinbauern, die in der Regel nur ein Pferd hatten, hatten dieses Familienanschluss. Bei Endmanns war das auch so. Die Stute „Mücke“ hatte eine schlechte Beinstellung in der Hinterhand, die mit entsprechendem Hufbeschlag etwas verbessert werden konnte, aber nie ganz behoben wurde. Im Zug, besonders im schweren Zug auf hartem Boden drehten die Beine nach außen weg. Das war eine zusätzliche körperliche Belastung, die man der Stute aber kaum anmerkte. Sie war fromm und sehr willig, sie hat trotz der Behinderung stets das Letzte aus sich herausgeholt.

Etwas anders war es um die Pferde von Bauer Fritsche bestellt. Er hatte einen relativ großen Hof und betrieb Pferdezucht mit schwerem sächsischem Kaltblut. Unter anderem hatte er ein Gespann Rotschimmelstuten, die voll ausgefüttert waren und im besten Alter standen. Sie sahen aus wie gemalt, für mich waren das die schönsten Pferde im Dorf. Wer die schönsten Pferde hatte, war für uns Kinder auch der reichste Bauer, dieser Zusammenhang war zwar etwas vereinfacht, im Fall Fritsche hat es aber sicher auch gestimmt.

In Kohren, im Gut, nahm der große Pferdestall die gesamte Nordseite des oberen Hofes ein. Der Ausgang war auf der Ostseite des Stalles. An der Außenwand befand sich eine gemauerte Tränke, an der ca. 8 Pferde gleichzeitig versorgt werden konnten. Der Stall war zweigeschossig, durch die großen Dachluken wurde Heu, Stroh und Spreu auf dem Boden eingelagert.